

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Lauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 3721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

## Gerechter Lohn.

Leipzig, 2. September.

Als vor kurzem die Buchdrucker ihren neuen Tarif veröffentlichten, schloß sich daran in einigen Parteiblättern eine Diskussion, und dabei wurden Ansichten laut, die unseres Erachtens eine nähere Beleuchtung verdienen. Die Magdeburger Volksstimme schrieb:

Die möglichst genaue Ueberlegung der Arbeiten eines Berufszweiges, die Bewertung der Haupt- und Nebenarbeiten, die Abschätzung der Schwierigkeiten der einzelnen Arbeitsleistungen ist eine äußerst wertvolle Vorarbeit für die Regelung der Arbeit in einer zukünftigen Gesellschaft, die den Hauptwert auf gerechten Lohn für geleistete Arbeit legt.

Ist hier nur von „einer“ zukünftigen Gesellschaft die Rede, so heißt es am Schluß des Artikels ganz bestimmt:

Wir wiederholen, daß wir die (in dem Buchdrucker-Tarif) angestrebte und zum größten Teil durchgeführte Normierung der Arbeit für einen großen Fortschritt halten, der die Organisation der Arbeit auf der Grundlage, die der Sozialismus anstrebt, vorbereitet.

Diesen Artikel hat das Volksblatt für Anhalt zustimmend abgedruckt und aus eigenem noch hinzugefügt:

daß es ganz allgemein eine besonders wichtige Aufgabe der Arbeiterorganisationen ist, . . . auf allen Arbeitsgebieten ein gerechtes Verhältnis zwischen den verschiedenen Leistungen und der denselben wegen ihrer Unterschiedlichkeit auch zukommenden unterschiedlichen Entlohnung herbeizuführen.

Ist die Arbeit die Quelle des Reichtums, dann muß das auch darin seinen Ausdruck finden, daß einer unterschiedlichen Arbeitsleistung eine unterschiedliche Entlohnung zu teil wird. Eine gegenläufige, schablonenhafte Gleichheit wäre direkt Ungerechtigkeit. Auch würde der Eifer, Bedeutendes zu leisten, sicher erlahmen oder doch geschädigt werden, wenn das Unbedeutende wie das Bedeutende mit gleichem Lohn belohnt würde. Das hieße einfach eine Prämie auf Gleichgültigkeit, Faulheit und Dummheit setzen. Denn das ist kindische Utopisterei, ein Wahn, der mit der Menschennatur, wie sie ist, ja angesichts ihrer Beschränktheit sein muß, nicht rechnet, wenn man annimmt, auch ohne persönliche Anerkennung, ohne persönliche Vorteile werde in Zukunft jeder Mensch mit aller Kraft nach der höchstmöglichen besten Leistung trachten. . . . Obendrein wär's fürchterlich langweilig, wenn solche öde Gleichmacheret Platz griffe. Die Arbeit soll frei werden, frei von der Ausbeutung durch Nichtstuner, aber eben darum muß der höheren Leistung auch ein höherer Lohn, der gerechte Lohn, zu teil werden.

Die genannten Parteiblätter erblicken also als wirtschaftliches Ziel des Sozialismus die „gerechte Entlohnung der Arbeit“; jeder soll an den Freuden und Genüssen des Lebens teilnehmen genau in dem Maße, worin er arbeitet. Dadurch würde, nach ihrer Meinung, das Ideal der Gerechtigkeit und mit ihm die Aufgabe des Sozialismus erfüllt sein.

Wir können diese Ansicht nicht als richtig anerkennen. Weil wir jedoch wissen, daß sie von sehr vielen Genossen geteilt wird, halten wir es für nützlich, sie einmal des näheren zu erörtern.

Wie sie entstanden ist und weshalb sie so fest sitzt und so schwer zu beseitigen ist, das ist leicht zu erkennen: was den Proletarier von heute drückt, ist die Tatsache, daß der eine viel genießt, ohne zu arbeiten, während der andere viel arbeitet, ohne zu genießen. Dies sehen und daraus einen angeblich gerechten Verteilungsplan ableiten, der als Maß die geleistete Arbeit zu Grunde legt, ist nur ein Schritt. Wegen diese angeblich gerechte Entlohnung sind aber viele und schwere Einwände zu machen, vor allen Dingen der, daß sie gar nicht gerecht ist.

Ein jeder soll entlohnt werden im Verhältnis der Arbeit, die er leistet. Wenn ich aber weniger leiste, als mein Mitarbeiter, ist denn das immer meine Schuld? Wenn ich weniger tüchtig bin, weniger gelernt habe, gerade mal eine Woche lang zur Arbeit weniger in der rechten Stimmung bin, und aus all diesen Gründen weniger fertig bringe als mein Nachbar, was kann denn ich dafür? Ja, setzen wir selbst den schlimmsten Fall: wenn ich weniger fleißig bin, wenn ich ein Faulpelz bin, ist das lediglich meine Schuld? Liegt das nicht zum großen Teil an meiner Erziehung, meiner Veranlagung, meinem Charakter, kurz an tausend Einflüssen, zu denen ich gar nichts thun kann? Und weiter: hat nicht oft der Ungelächte und Untüchtige größere natürliche Bedürfnisse als der Tüchtige? Ihm weniger geben, würde in solchem Falle heißen, ihn darben lassen, ihm das Notwendige vorenthalten, während der andere seinen Ueberfluß nicht vergehen kann. Wer sich aber anmaßen wollte, ein gleiches „Existenzminimum“ für jedermann festzusetzen, der gerade würde sich jener „öden Gleichmacheret“ schuldig machen, die das Volksblatt für Anhalt so energisch verwirft. Die Menschen haben ungleiche Bedürfnisse, und wer gerecht sein will, muß ihre unterschiedlichen Bedürfnisse unterschiedlich befriedigen, nicht aber den einen hungern lassen, während bei dem anderen vielleicht die Produkte verderben, die er nicht mehr gebrauchen kann. Wir würden da in einem Fehler stecken bleiben, den wir der kapitalistischen Gesellschaft zum schwersten Vorwurf machen.

Ein zweiter Einwand ist der, daß die Entlohnung nach Maßgabe der geleisteten Arbeit unausführbar ist; es ist die reine, blanke Utopie. Vor allen Dingen müßte man doch wissen, wieviel ein jeder gearbeitet hat. Das festzustellen, haben wir jedoch absolut kein Mittel. Es ist hinlänglich bekannt, daß jeder

einzelne Gebrauchsgegenstand heutzutage nicht von einer Person hergestellt wird, sondern durch eine ganze Reihe von Händen geht, und zwar nicht nur einmal, sondern mehrere Male. Ein jedes Produkt ist heute höchst komplizierter Natur, setzt sich zusammen aus vielen verschiedenen Teilprodukten, von denen wiederum jedes einzelne schon der gemeinsamen Arbeit vieler Personen entsprossen ist. Festzustellen, wieviel jeder einzelne Mitarbeiter dazu beigetragen hat, ist einfach unmöglich. Wie will man z. B. bei einem Baumwollstrumpf herausfinden, wieviel der eine und wieviel der andere dazu beigetragen hat, vom Baumwollpflanzler an, die ganze Reihe der verschiedenen Produzenten hindurch bis zum Weber oder Stricker, nicht zu vergessen die zahlreichen Hilfsarbeiter, die Schiffer, Fuhrleute, Maschinenführer, Feizer, Kohlentarrer, Kaufleute zc., die auch dabei nötig waren!

Dem hat man begegnen wollen, indem man sagte, die Entlohnung solle nach der Arbeitszeit bemessen werden. Und manche Leute haben mit vielem Scharfsinn ein System von Arbeitszeit-Berechnungen ausgedacht, die in der „zukünftigen Gesellschaft“ an Stelle des Geldes dienen sollen. Auch das ist durchaus verkehrt, denn es kommt nicht nur auf die Dauer der Arbeit an, sondern auch auf ihre Intensität. Man kann unter Umständen in einer Stunde mehr arbeiten als sonst in zwei. Verschiedene Arbeiten erfordern verschiedene Kraftanstrengungen. Genau feststellen, um wieviel die eine schwerer ist, als die andere, können wir nicht. Und wenn wir es wirklich könnten, so würde uns das auch noch nichts helfen. Denn die Intensität der verschiedenen Arbeiten bleibt nicht dieselbe, sie wechselt alle Tage, und folglich veränderte sich alle Tage das Verhältnis der schwereren und leichteren Arbeiten.

Wenn man in den wirklichen Zusammenhang der Dinge hinabsteigt, so ist's nichts mit dem „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ und auch nichts mit dem „gerechten Lohn“. Und in der That: es ist auch gar nicht die Aufgabe des Sozialismus, irgend ein Ideal der Gerechtigkeit zu erfüllen, schon deshalb nicht, weil das Ideal der Gerechtigkeit für jeden Menschen und für jedes Zeitalter ein anderes ist. Die Utopisten träumten davon, einen Zustand vollkommener, „ewiger“ Gerechtigkeit herzustellen, und heute träumen davon die Anarchisten. Der wissenschaftliche Sozialismus aber hat durch Erforschung der wirtschaftlichen Zusammenhänge und ihrer Geschichte nachgewiesen, daß, was wir für gerecht halten, anderen Zeiten als ungerecht galt, und was uns als höchst ungerecht erscheint, zu anderen Zeiten für gerecht angesehen wurde. (Wir erinnern nur an die Regerverfolgungen.)

## Seuiletton.

(Nachdruck verboten.)

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiedig.

Wie geschlagen schlich Mine die Treppe herunter. Es war ihr, als könne sie nicht aus dem Hause fort, nicht fort aus dem Thor, nicht fort aus der Straße. Sie zögerte. Aber sie mußte doch fort. Sie mußte zurück zu Müldners. Wie mochten die sich heute früh ohne sie behelfen haben? Ob Herr Müldner auch den Kaffee gefunden und den Brotbeutel herein genommen hatte? Wenn der so lange an der Hintertür hängen blieb, wurde er gewiß gestohlen.

Unwillkürlich beschleunigte sie ihre Schritte. Fünfzig Pfennige den Tag! Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, wie viel das war. „Hergott, das konnte sie ja gar nicht aufbringen! Eine lähmende Angst besaß sie, schwer lehnte sie sich gegen die Messingstange eines Schaufensters und stierte die Waren an mit leeren, blöden Blicken. Dann fing sie an zu rechnen; wie ein Kind nahm sie alle zehn Finger zu Hilfe. Aber wie sie auch rechnete und rechnete; fünfzig Pfennige den Tag, das machte im Monat tausendfünfhundert Pfennige, das waren fünfzehn Mark! Fünf Thaler! Und sie bekam das ganze Jahr nur fünfzig Thaler!

Ihre Lippen, die die Zahlen murrten, wurden blaß. Schweiß trat ihr auf die Stirn. O, was nun —?! Angstvoll dachte und dachte sie nach. Woher das Geld nehmen? War denn da kein einziger, der ihr helfen

konnte, ihr was zulegen, daß es langte? Blötzlich schoß es ihr durch den Kopf: bei denen zu Hause hatte sie ja noch etwas zu gut! Hatte sie denen nicht sechsundzwanzig Mark geschickt zum Ankauf für die neue Kuh? Wiederhaben wollte sie's Geld ja gar nicht — nein, nein! — Aber sie konnten ihr wohl dafür die Kleine hinnehmen; Milch hatten sie ja genug. Zwei Kühe! Wer merkte da die paar Schluß für Fridchen?! Und zulegen wollte sie auch noch jeden Monat etwas.

Freilich, der Vater hatte ihr mächtig groß geschrieben, als sie daheim das von Fridchen zu hören bekommen. Heruntergerissen hatte er sie, keinen guten Felsen an ihr gelassen. Aber, wenn sie's jetzt so bedachte, hatte er denn nicht Grund gehabt?!

Verständlich gedachte Mine der Eltern. Nein, es war unrecht von ihr gewesen, daß sie getrotzt, daß sie nicht mehr geschrieben hatte. Nun hatten sie über Jahr und Tag nichts mehr von einander gehört.

Ein Heimweh kam jählings über Mine. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie presste die Hände ineinander. Ja, sie wollte hingehen und sagen: „Berzeiht mir!“ Fünfzig Pfennige den Tag, wer konnte das wohl aufbringen?! Und dann der Schmutz! Und würde die Frau gut zu Fridchen sein? Die war eine Fremde; aber daheim die Mutter, die war doch die liebhaftige Großmutter.

Wenn sie unvermutet eintrat, mitten unter die, zu denen sie doch gehörte, dann würden sie gewiß nicht mehr böse sein. Dann würden sie sich auch über Fridchen freuen; Fridchen war ja so niedlich!

### III.

Nicht nur die Bewohner des letzten Hauses der Colonnenstraße, nein, die der ganzen Nachbarschaft, studierten die nächsten vier Wochen emsig den Lokalanzeiger und alle ihnen erreichbaren Lokalblätter. Ob sie wiederkam oder nicht? — Ob sie gefunden wurde oder nicht? war Tagesgespräch.

Mathilde kam nicht wieder. Sie wurde auch nicht gefunden.

Wohl aber kam ihre Schwester, eine stattliche blühende Frau und nahm einstweilen die Hinterlassenschaft der Verschwundenen an sich. Die Nachbarin sah neugierig zu, wie sie die Sachen zusammen kramte. Gegen abend kam der Mann und half der Frau, den Koffer mit Mathildes Ausstattung wegzurufen.

Als Mine am Sonntag ihr Kind besuchte, steckte ein Buchdeckel aus dem Kohlenkasten der Nachbarin heraus, sie zog ihn neugierig zwischen den Fingern vor, die ihn einklebten. Aber hastig ließ sie ihn wieder fahren, als ob er ihre Finger brenne — es war Mathildes Buchchen.

Müldners waren in einiger Verlegenheit; Mine hatte ihnen erklärt, sie müsse für ein paar Tage nach Hause fahren. „Warum“, hatte sie nicht gesagt, aber mit einer seltenen Hartnäckigkeit bestand sie auf ihrem Verlangen. Und da Frau Müldner sich leidlich kräftig fühlte, die Kinder gesund waren, ausnahmsweise gerade keine große Wäsche vorlag, und Herr Müldner sürchtete, im Fall einer Weigerung die brave Dienstmagd zu verlieren, wurde sie für zwei Tage beurlaubt; aber nur für zwei Tage.

Auch den zum Ersten fälligen Lohn zahlte ihr Herr Müldner schon ein paar Tage früher aus, sie hat so sehr darum; es wurde Herrn Müldner schwer, jetzt schon das